



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

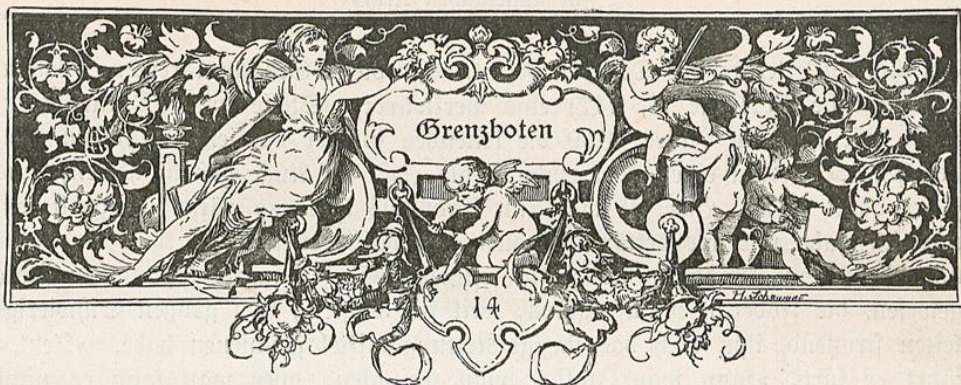
DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Zur italienischen Krisis

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Zur italienischen Krisis



aum je in einem frühern Falle sind die Mängel der Zeitungs-
 berichterstattung so deutlich hervorgetreten, wie in der letzten
 italienischen Ministerkrisis, die mit dem Eintritt des Herrn Seis-
 mit Doda ins Kabinet einen vorläufigen Abschluß gefunden hat.
 Telegramme wie Leitartikel sprachen immer nur von den Kammer-
 fraktionen, den leitenden Personen, allenfalls von einer franzosenfreundlichen
 Strömung, aber die Ursache jener stürmischen Kammeritzungen, Straßentumulte
 und rasch auf einander folgenden Ministerwechsel wurde kaum gestreift.
 So kam es, daß ein mit den wirtschaftlichen Verhältnissen des Landes einiger-
 maßen vertrauter, ohne Italien besucht zu haben, die Krisis besser zu ver-
 stehen und richtiger zu beurteilen vermochte, als ein Zeitungsleser, der auf
 die römischen Briefe oberflächlicher Berichterstatter angewiesen war. Der Ent-
 schluß des Ministeriums, der ackerbauenden Bevölkerung weitere unmittelbare
 Lasten nicht aufzulegen und das Defizit teils durch Ersparnisse, teils durch
 eine Häusersteuer zu decken, ist erst das Ende des Anfangs (zu sagen: der
 Anfang des Endes, wäre eine Beleidigung des hochbegabten und vom besten
 Willen beseelten Volkes); daher wird eine akademische Erörterung der fraglichen
 Verhältnisse auch heute noch nicht zu spät kommen.

Am 28. März 1876 hielt Döllinger in der Akademie zu München die
 Gedächtnisrede auf den Marchese Gino Capponi, einen der hervorragendsten,
 wenn auch seinem gediegenen Charakter gemäß nicht vorlautesten unter den
 italienischen Patrioten. (In der Gelehrtenwelt ist Capponis Ruhm unsterblich:
 er hat das Archivio Storico Italiano begründet. 35 Jahre vor seinem Tode
 erblindete er; blind schrieb er die Geschichte seiner Vaterstadt Florenz. Auch
 Alfred von Reumont, der ihm gleich andern deutschen Gelehrten viel verdankt,

hat ihm ein litterarisches Denkmal gesetzt.) In dieser Gedächtnisrede nun kommt (Akademische Vorträge II, 247) eine merkwürdige Stelle vor. Döllinger erzählt, wie noch im Jahre 1859 die leitenden Geister Italiens nicht den Einheitsstaat, sondern einen Staatenbund als Ziel im Auge gehabt hätten, und fährt dann fort: „Hier ist mir nun Capponis Haltung räthselhaft geblieben, und ich habe mir nie erklären können, weshalb der sonst so klare und weit blickende Mann an diesem Trugbilde festhielt. Er sei, sagt Capponi, der letzte gewesen, die Föderation aufzugeben, weil sie, obgleich von großen Schwierigkeiten strotzend, ihm doch das einzige Rettungsmittel erschienen habe. »Setzt,« fährt er fort, »kann man Italien wohl zerstückeln, aber man kann es nicht mehr konföderiren. Der jüngere, thatkräftigere Teil der Nation ist unitarisch gesinnt, und es bleibt keine Wahl mehr: wir müssen die Mühsal und Last des Einheitsstaates tragen.« Vielleicht liegt in diesen Worten die Erklärung seines langen Sträubens: er mochte zweifeln, ob seine zur Schlawheit und zum ruhigen Lebensgenuß so geneigten Toskaner — und dann erst noch die Neapolitaner — den Opfern und Anstrengungen, welche die Machtstellung eines italienischen Reiches dem Einzelnen auferlegt, bereitwillig sich unterziehen würden.“

Seitdem wird es dem greisen Kirchenhistoriker wohl klar geworden sein, daß der blinde Capponi weiter gesehen hat, als seine scharfsichtigen Freunde mit ihren gesunden Augen; er kannte eben die wirtschaftlichen Zustände Italiens und das Naturell seines Volkes.

Nicht in der Schlawheit und Genußsucht liegt die Schwierigkeit. Jene genußsüchtigen Kreise, die der Tourist kennen lernt, bilden nicht den zehnten Teil des Volkes. Wer die Arbeiter am Gotthardtunnel beobachtet hat, oder jene Scharen brauner Burschen, die bis nach Mitteldeutschland herein unsern Erd- und Grubenarbeitern Konkurrenz machen, der weiß, welche Energie der gemeine Italiener im Schaffen entfaltet, und wie wenig Zeit, Geld und Kraft er im Lebensgenuß vergeudet. Und gar die Landleute Toskanas! Sie arbeiten so hart wie der norddeutsche Bauer auf dem allerschlechtesten Boden. Zu arm ist Italien, um die Last einer Großmachtzrüstung zu tragen.

Seit dem zwölften Jahrhundert schon hat sich das italienische Leben in den Städten konzentriert. Freie Bauern gab es nirgends. Persönliche Freiheit und Freizügigkeit setzten die Städte durch, um die Macht der Feudalherren zu brechen und Industriearbeiter zu gewinnen, aber die herkömmlichen Pachtverhältnisse behielten sie bei. Nun kann ja auch bei solchen die ländliche Bevölkerung gedeihen, wie das Beispiel Toskanas bis auf den heutigen Tag beweist. (Man lese die Abhandlung über das dortige Erbpachtssystem, die Halbwirtschaft, von Sidney Sonnino in Hillebrands *Stalia*, 1874.) Aber im übrigen Italien ist die Lage der ländlichen Bevölkerung, weil sie einen zu großen Teil der Ernte an den Besitzer abgeben muß und aus andern Gründen,

von Jahr zu Jahr unerträglich geworden. In England und in denjenigen Gegenden Deutschlands, wo vor der großen preussischen Agrarreform der Feudalismus überwog, blieben die Grundherren doch wenigstens Landedelleute. Sie wohnten einen großen Teil des Jahres, wenn nicht das ganze Jahr über, auf ihren Gütern, kümmerten sich um deren Zustand und wurden schon hierdurch genötigt, auch der Lage der Leute ihre Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im beständigen Umgange mit diesen konnte aber auch das rein menschliche Interesse und die Anknüpfung von mancherlei persönlichen Beziehungen nicht ausbleiben. In Italien dagegen sind bei der Zerstörung des Feudalsystems (zwölftes bis vierzehntes Jahrhundert) die Edelleute in die Stadt gezogen, dort Parteihäupter geworden, haben sich an städtisches Leben gewöhnt, und die Beziehungen zu ihren Gütern beschränkten sich auf einen Sommeraufenthalt und auf die finanzielle Ausbeutung durch Generalbevollmächtigte. So stehen die meisten italienischen Bauern in einem ganz ähnlichen Verhältnis zu ihren Grundherren, wie die irischen Pächter zu den englischen Landlords. In Toskana hat sich ein schöneres Verhältnis erhalten aus zwei Gründen, erstens wegen der angeborenen Milde und Güte der Florentiner, die aus unzähligen Begebenheiten und Einrichtungen hervorleuchtet. In Hungersnöten z. B. versorgten „die guten Florentiner Brüder,“ wie der wackre Villani mit sichtlicher Freude zum Jahre 1328 erzählt, nicht allein ihre eignen Armen, so daß niemand zu darben brauchte, sondern speisten auch die von weither zusammenströmenden Bettlerscharen. Zweitens weil die Beherrscherin Toskanas, Florenz, keine Seestadt war, daher auf guten Anbau seines Contado halten mußte, während Venedig die zeitweilige Verwüstung seines Distrikts ziemlich gleichgiltig ansehen konnte, weil es Getreide für sein eignes Volk und zur Ausfuhr von den Küsten des Schwarzen Meeres weit billiger bezog, als es das benachbarte heimische Festland selbst in guten Jahren ihm lieferte. Leider beginnt auch in Toskana das schöne Verhältnis zu schwinden. Sonnino klagt in der erwähnten Abhandlung über die wachsende Zahl jener Herren, die ihre Einnahmen nicht mit ihren Ausgaben in Einklang zu bringen verstehen, um jeden Preis höhere Erträge herauszuschlagen wollen und daher ihre Güter am liebsten an den Meistbietenden verpachten, unbekümmert darum, was aus dem Acker und was aus den bisherigen Pächtern wird. Dazu kommt, daß durch die politische Bewegung, die zur Befreiung und Einigung Italiens führte, die Herrschaft des Stadtabels, der Litteraten, der Juristen vollendet ward. Was etwa noch von gebildeten ländlichen Elementen vorhanden ist, das findet sich nahezu ausgeschlossen vom politischen Leben. „Einige Grundbesitzer mehr, und einige Advokaten weniger im Gemeinderat und in der Kammer wäre das Gegenteil eines Unglücks für das Land,“ sagt Sonnino. Seit 1874 ist es damit eher schlimmer als besser geworden. (Saturday Review vom 2. März 1889: Naples in 1888.)

Im Mittelalter konnte der Ackerbau vernachlässigt werden und das Volk

trotzdem reich werden; war es doch das vornehmste Industrie- und Handelsvork Europa's. Aber seit dem sechzehnten Jahrhundert ward es von seinen nördlichen Konkurrenten überflügelt. Nehmen wir auch an, die Italiener wollten sich vom heutigen Tage an mit aller Kraft auf Handel und Gewerbe werfen (obwohl die moderne Form eines Teils der Ausfuhrgewerbe, das Arbeiten in geschlossenen Fabrikräumen, der Natur des Volkes widerstrebt); unter den jetzigen Verhältnissen, wo drei bis vier Staatenriesen in dem Wettbewerb auf Leben und Tod mit einander ringen, hat Italien die Wiedergeburt jener seiner großen Zeit nicht zu hoffen, wo der ganze europäische Norden ihm in ähnlicher Weise tributpflichtig war, wie bis vor wenigen Jahrzehnten unser Erdteil den Engländern. Der einzige Weg zur ökonomischen Kräftigung des Landes ist die Schaffung eines kräftigen Bauernstandes durch eine großartige Agrarreform (entweder bessere Regelung der Pachtverhältnisse oder Ablösung nach dem Muster der preussischen). Dann wird das Volk, wenn auch nicht Schätze aus dem Auslande ziehen, so doch wenigstens daheim satt zu essen finden. Die Regierung des Königs Victor Emanuel hatte das erkannt. Sie schuf u. a. auf Sizilien aus säkularisirten Kirchengütern einige tausend Bauerngüthen. Leider verschwanden diese sehr bald wieder. Von den Panzerfregatten sind die neuen Kronbauern gefressen worden. Wegen rückständiger Steuern kam eines jener Güthen nach dem andern unter den Hammer. Käufer fanden sich nicht; der Fiskus mußte sie zurücknehmen, und er wirtschaftete nicht besser als die übrigen Großgrundbesitzer. Alle die gelehrten steuer- und finanzpolitischen Abhandlungen, die der Handelsteil großer deutscher Zeitungen in den letzten Monaten aus und über Italien brachte, hätten sich die Verfasser sparen können, wenn sie an das Sprüchlein gedacht hätten: wo nichts ist, da hat der Kaiser das Recht verloren.

Der ungeheure Fehler bestand darin, daß man eine Kriegsmacht nach preussischem und französischem Muster schaffen wollte, ehe das Material für eine solche vorhanden war: ein Bauernstand wie in Preußen, in ganz Deutschland und selbst in Frankreich. Nur die Bauernvölker sind kriegstüchtig; Landburschen bilden den Kern unsrer Bataillone. In Italien fehlt nicht bloß, wie gesagt, ein kräftiger Bauernstand, sondern infolge der endemischen Hungerstot verkümmert die ländliche Bevölkerung immer mehr. Von den Hungerberichten italienischer Blätter, die weit wichtiger und belehrender sind als die Kammerberichte, ist nur sehr wenig in unsre deutschen Blätter gedrungen.

Auch in militärischer Beziehung vermiste das mittelalterliche Italien den fehlenden Bauernstand nur wenig; führten doch seine Städte, seine kleinen Fürsten vom dreizehnten Jahrhundert ab ihre Kriege mit schweizerischen, deutschen, französischen, englischen, spanischen (katalanischen) Söldnern. Ein Volk der Geistlichen, Gelehrten und Künstler, der Industriellen und Kaufleute ist nun einmal notwendigerweise unfriegerisch. Alle unsre Familien, pflegte Gino Capponi von

der Aristokratie Toskanas zu sagen, sono bottegaje, sind aus dem Laden hervorgegangen. Vom bürgerlichen Stadtpunkte aus ist das ja ein hohes Lob, aber es beweist zugleich, daß dieses Volk beider natürlichen Grundlagen unsers Wehrsystems entbehrt; denn wie die Mannschaft aus dem Bauernstande, so muß sich das Offizierkorps aus einem soldatisehen Adel ergänzen. Also: zuerst allermindestens ein kräftiger Bauernstand, dann das Volksheer. Je hartnäckiger man das letztere unter den jetzigen Verhältnissen zu erzwingen versucht, desto mehr wird durch Steuerdruck jener Stand heruntergebracht, aus dem es doch hervorgehen müßte. Was man als Sozialreform Crispis preist, die Verstaatlichung der milden Stiftungen, das berührt im besten Falle die Wurzel des sozialen Übels nicht. Der Häuserkrach in Rom, die Störung der Handelsbeziehungen zu Frankreich, das Übermaß bureaukratischer Einrichtungen (in allen Verwaltungszweigen zu viel bezahlte Beamte, zu viel Schreiberi) verschlimmern die Lage, sind aber doch nur Übel untergeordneter Art.

Das Naturell der Italiener ist im Vorstehenden nach der einen Seite hin schon flüchtig gezeichnet worden; allein es kommt hier noch eine andre Seite in Betracht.

Die Italiener, gewissermaßen die geistigen Nachkommen der Athener, sind die gebornen Vertreter des Individualismus in Europa. Heinrich Leo hat in seiner Geschichte der italienischen Staaten klar gemacht, wie sie das geworden sind. Nirgends hat die Völkerwanderung so durchgreifend und nachhaltig gewirkt wie in Italien. Mehr als einmal wurde alles Bestehende über den Haufen geworfen, das ganze Volk vom Grunde aufgewühlt. Begann irgendwo eine gesellschaftliche Ordnung sich zu befestigen, flugs wurden die Glieder wieder auseinander gerissen. Germanen von mindestens zehn verschiedenen Stämmen, Slawen, Awaren, Ungarn, Normannen, Sarazenen, schichteten sich über einander, durchsetzten die latinische Urbevölkerung und einander gegenseitig. Alle diese Stämme zogen ein als verwilderte, an ein zügelloses Lagerleben gewöhnte Horden, und die Mannen der deutschen Kaiser auf den Römerzügen, die sie ablösten, die Landsknechte der Condottieri in den letzten Zeiten des Mittelalters waren auch keine Lämmer. In diesem steten Kampfe aller gegen alle galt es, jeden Nerv und jede Sehne anzuspannen, die individuelle Kraft wurde aufs höchste gesteigert, doch, weil man sich gewöhnlich einer physischen Übermacht gegenüber befand, die Geisteskraft mehr als die Körperkraft: Erfindungsgabe und List erwiesen sich als die wertvollsten Waffen. Nur dann vermochte sich der einzelne zu behaupten, wenn er entweder der stärkere war, oder als schwächerer die starken Nachbarn, die ihn einklemmten, gegen einander hegte. Lange vor Macchiavelli hatten die Italiener den Macchiavellismus zu einer Kunst ausgebildet, die sie mit Virtuosität übten. Von den Päpsten sagt Macchiavelli, da sie zu schwach gewesen seien, ganz Italien zu unterjochen, so hätten sie immer einen Ausländer nach dem andern hereingerufen, um

wenigstens jede Konsolidirung zu verhindern und so ihre Unabhängigkeit zu behaupten. Eine ganz ähnliche Politik aber hatten Macchiavellis engere Landsleute, die Florentiner, von jeher, namentlich das ganze fünfzehnte Jahrhundert hindurch befolgt. In den Kämpfen zwischen Mailand und Venedig, zwischen Kirchenstaat und Neapel, zwischen jener nördlichen und dieser südlichen Gruppe stellten sie sich stets auf die Seite des jeweilig schwächeren, um die Entstehung eines Großstaates zu verhindern, und mehr als einmal riefen sie Ausländer ins Land. Jeder dieser kleinen Staaten beobachtete die Regel, gegen den nahen Bedränger, der oft ein rechtmäßiger Lehnsherr oder Fürst war, wenn auch nicht gerade immer einen Ausländer, so doch einen entfernteren Mächtigen herbeizurufen.

Dieses System, welches den Italienern in Fleisch und Blut überging, ist das Gegentheil jener deutschen Vasallentreue, die sich im Dienstede der preussischen Militärpflichtigen und Beamten zu einer Staatseinrichtung verdichtet und befestigt hat. Der echte Italiener sucht sich selbst, seine Persönlichkeit, zu behaupten, ohne Rücksicht auf irgend welche Verpflichtung gegen das große Ganze, worin der einzelne sich verliert. Soll er einem Gemeinwesen Opfer bringen, so muß es ein kleineres sein, eine Stadt, ein Miniaturstaat, der seiner Individualität entspricht, und worin er eine Rolle zu spielen gewiß ist. Es ist richtig, daß viele edle Italiener in der ersten Hälfte unsers Jahrhunderts ihr Leben dem großen Vaterlande geopfert haben. Aber erstens überwog die negative Seite ihrer Vaterlandsliebe, der Haß gegen die damaligen Regierungen, die positive, die Schwärmerei für einen Zustand, der noch nicht verwirklicht und bis dahin niemals vorhanden gewesen war. Zweitens handelt es sich bei diesen Opfern nur um heroische Entbehrungen, gefährvolle, aber vom Schimmer der Romantik verklärte Unternehmungen, einen blutigen Tod, nicht um einen Dienst, einen gleichförmigen, trocknen, aller Poesie entbehrenden Dienst, der die lebenslängliche Verzichtleistung auf des Dienenden Eigenart fordert. Gerade das aber ist die Art des Opfers, zu der der Italiener seiner Natur nach unfähig ist. Jenes oben geschilderte politische System war ein Erzeugnis der Not, erzeugte seinerseits scharf ausgeprägte Individualitäten und wurde nun zur Behauptung der Individualität weiter geübt. Fühlt der Italiener sich bedrückt, so nimmt er keinen Augenblick Anstand, zum Feinde des Bedrängers seine Zuflucht zu nehmen, mag letzterer auch der rechtmäßige Vorgesetzte sein.

Uns Deutschen erscheint dieses System als ein Abgrund der Immoralität. Allein abgesehen davon, daß es im Mittelalter die einzig mögliche Art für Schwächere war, sich die Existenz zu sichern (in geringerem Maße auch anderwärts, auch in Deutschland), abgesehen davon, daß der Privatcharakter der Italiener dadurch keineswegs in dem Grade verdorben wurde, wie man bei uns ziemlich allgemein glaubt, hat jenes System Früchte gezeitigt, die sein Böses überreichlich aufwiegen. Der Italiener lebt sich aus, aber nicht bloß,

wie die Gzzeline, die Visconti, die Sforza, die Borgia, in der Verruchtheit zügelloser Wollust und Grausamkeit, sondern auch im eigenartigen Denken, Empfinden und Schaffen. So ging aus einem Chaos selbstfüchtiger Bestrebungen jene Fülle eigenartiger Geister hervor, die auf allen Gebieten der höhern Kultur, auf allen ohne Ausnahme (schöne Künste, Kunstgewerbe, Handel, Bankwesen, Kriegswissenschaft, Mechanik, Naturwissenschaften, Philosophie) bahnbrechend gewirkt haben. So kam es, daß die Kulturleistungen von Florenz im dreizehnten bis zum sechzehnten Jahrhundert, damals einer Stadt von 100000 Einwohnern, schwerer wiegen, als alles, was das ungeheure Russenreich vom zehnten bis ins neunzehnte Jahrhundert geschaffen hat. Unter dem Namen Renaissance pflegt man jene Leistungen zusammenzufassen, obwohl es gar nicht wahr ist, daß sie sämtlich aus dem wiedererweckten Geistesleben der Griechen und Römer hervorgegangen sind. Sie sind selbständige Schöpfungen der Italiener, und nur auf einen Teil hat der wiedererstandene Geist des Altertums anregend, befruchtend und bildend gewirkt.

Daß dieser Eigenart Italiens die Eigenart Preußens gerade entgegengesetzt ist, wurde schon oben angedeutet. Der Italiener will nach seiner Eigenart thätig sein, vor allem seine eigne Persönlichkeit, Leib und Seele zusammen, zum selbständigen Kunstwerk vollenden und sie als solches zur Geltung bringen. Der Preuße bescheidet sich, als Glied des Staates einen Lebenszweck zu erfüllen, der ihm von oben gesetzt wird, und in seinem Dienste seine Ehre zu finden. Italien ist groß durch die Fülle seiner originellen Einzelleistungen, Preußen durch die Unwiderstehlichkeit seiner Massenwirkung. Indem sich hier der einzelne dem Ganzen als Glied einfügt, opfert er freilich seine selbstfüchtigen Gelüste, leistet aber auch oft genug Verzicht auf die volle Entfaltung seiner guten Anlagen und Kräfte. Selbst des Höchstgestellten Thätigkeit regelt sich nach des Dienstes ewig gleichgestellter Uhr. Die Bindung an diese ewig gleichgestellte Uhr des Dienstes ist es eben, was der echte Italiener als unerträgliche Knechtschaft empfindet. (Den Klagen der Reisenden nach zu urteilen, nehmen es sogar manche italienische Bahnbeamte mit der Dienstuhr nicht besonders genau.) Will das junge Königreich dem Italiener die preußische Disziplin aufzwingen, so wird er entweder diesen Zwang abschütteln, oder in jene Dumpsheit und Stumpsheit, oder sofern er zu den stärkeren Geistern gehört, in jene Geheimbündelei und Verschwörung zurücksinken, der er unter dem ancien régime anheimgefallen war. Wie dessen absolute Herrscher die Kraft des Municipalgeistes brachen, ohne den Bauernstand zu heben (hierin machten allerdings die Habsburg-Lothringer in Toskana und Lombardien eine rühmliche Ausnahme), so haben sie den Individualismus vorübergehend gefesselt, ohne jene Pflichttreue, Ordnungsliebe und gewohnheitsmäßige Unterordnung unter die Forderungen des Gemeinwohls zu erzeugen, die uns Norddeutschen von den Hohenzollern anerzogen worden ist. Der gleiche Mißerfolg würde

bei Überanspannung der Zwangsgewalt im jetzigen Einheitsstaate zu beklagen sein. Die Italiener haben diesen Staat errungen nicht als eine große Zwangsanstalt, sondern um sich von dem Zwange zu befreien, den die Päpste, die Bourbonen, die Österreicher ihnen auferlegten, und um sich selber zu leben. Soll der junge Einheitsstaat lebenskräftig sein, so muß er den kommunalen und landschaftlichen Eigentümlichkeiten Rechnung tragen und den Individualitäten möglichst freien Spielraum gestatten. Leo fand schon die Staaten des ancien régime zu groß für die Bedürfnisse Italiens. „Das schönste Land Europas ist durch das Aufheben der kleinen politischen Kreise aller Frische beraubt.“ (A. a. D. III, 478.)

Völker wie Individuen leisten nur dann ihr Bestes, wenn sie ihrer Eigenart nach behandelt und auf den richtigen Platz gestellt werden. Zwingt man sie zu einer Lebensweise, die ihrer Naturanlage nicht entspricht, so macht man sie nicht besser, sondern schlechter. Bis zu einem gewissen Grade wirkt ja der Zwang, den eine andersgeartete Individualität ausübt, recht heilsam. Wie uns schwerfälligen, formlosen Germanen eine Weckung und Anregung der Lebensgeister durch die lebhaften, mit feinem Schönheitsinn ausgestatteten Romanen niemals schaden kann, so gereicht es diesen zum Heile, wenn sie von ihren nördlichen Nachbarn vorübergehend in strenge Zucht genommen worden. Über die Wechselwirkung zwischen Deutschland und Italien schrieb vor 70 Jahren Heinrich Leo sehr schön (a. a. D. II, 388. Die preußische und die deutsche Eigenart zu sondern, was hier eigentlich noch notwendig wäre, würde eine besondere völkerpsychologische Skizze erfordern): „Deutschland ist der Stahl gewesen, der dem italienischen Steine wahre Funken des Geistes entlockte, der dem italienischen Volke, das durch sein Land zu Genuß aufgefordert, jederzeit geneigt war, in Üppigkeit zu zergehen und sich in eine unendliche Reihe atomistisch aufgebafter Staaten zu zerlegen, ein Joch aufgelegt hat, welches dasselbe immer wieder von neuem zu Einigungen, zu Korporationen, mit einem Worte zu allgemeinen Bildungen zwang und das Isoliren der Individualitäten verhinderte.“

Eine ähnliche wohlthätige Wirkung soll auch das jetzige Bündnis mit dem Deutschen Reiche erzeugen. Aber indem die leitenden städtischen Politiker Italiens, anstatt sich selbst Opfer aufzulegen, dem durch Genußsucht nicht im mindesten gefährdeten Landvolke den letzten Schweiß- und Blutstropfen auspreßten, um damit die Kosten ihres Patriotismus und ihrer Großmachtstellung zu bestreiten, haben sie das heilende Pflaster auf die unrechte Stelle gelegt.

Also: ehe Italien die Großmacht spielt, muß es erst die hierzu erforderliche physische Kraft erwerben. Mit einem Worte wenigstens wollen wir zum Schlusse auch noch des schmerzhaftesten Schmerzenskinds dieser Großmachtspolitik, Massauahs, gedenken. Es scheint kaum glaublich, daß die Urheber dieser wunderlichen Kolonialpolitik die Vergangenheit ihres eignen Vaterlandes kennen

sollten; sonst müßten sie sich des Widerspruchs, in den sie sich mit den besten italienischen Überlieferungen verwickeln, bewußt sein. Millionen hinauswerfen auf die Behauptung eines Fieberlochs, das Ertrag weder abwirft noch verspricht, das wäre etwas gewesen für die klugen Signori von Venedig, Genua, Pisa und Florenz! Kolonien haben die überhaupt nicht gegründet. Das venetianische Reich (Istrien, Dalmatien, Morea, griechische Inseln) bestand aus Ländern, die mit dem heimatlichen Festlande geographisch zusammenhängen. Genua und Pisa besaßen außer einigen griechischen Inseln noch Handelsstationen an der afrikanischen und der asiatischen Mittelmeerküste, aber natürlich zuerst den Handel, dann die Stationen. Florenz errichtete nur Faktoreien und Bankkommanditen. Mit der Handelsflotte mußte selbstverständlich die Kriegsflotte in ihrer Entwicklung Schritt halten, aber mehr Kriegsschiffe hatte man niemals, als man eben für den Augenblick brauchte; freilich war die Technik des Schiffsbauers sehr einfach, und selbst das Kaufmannsschiff konnte zum Seekriege verwendet werden. Mit den Sarazenen in der Levante und in Afrika führten die italienischen Handelsstaaten zwar öfter Krieg, aber sie lebten nicht in grundsätzlicher Feindschaft mit den Muhammedanern. Vielmehr verstanden sie sich gar prächtig auf orientalischen Landesbrauch, so gut, daß sie selbst — einen schwungvollen Sklavenhandel trieben. Das war nicht schön, aber es war der Weg, auf dem die Italiener seemächtig wurden.



Der Kanonenkönig und sein Reich



och giebt es keinen Ruhm für den deutschen Techniker, obwohl wir in einem Zeitalter der Technik, der angewandten Naturwissenschaften, der Chemie, der Physik und der Mechanik leben — wenigstens keinen solchen Ruhm, wie er dem Denker und dem Dichter, dem Künstler, dem Kriegs- und dem Staatsmanne gezollt wird. In England kennt und preist jedermann dankbar neben andern Größen der Nation auch Erfinder wie Watt und Stephenson, Brindley, Talford, Arkwright und Hargreave. Bei uns wissen nur Fachgenossen den Göttinger Professor zu nennen, der den elektrischen Telegraphen erfand, nur aus Fachschriften erfahren wir die Verdienste derer, welche die folgenreiche Spektralanalyse entdeckten und zu weitem Entdeckungen benutzten. Ähnlich verhält es sich, um von einer Reihe anderer technischer Gebiete zu schweigen,